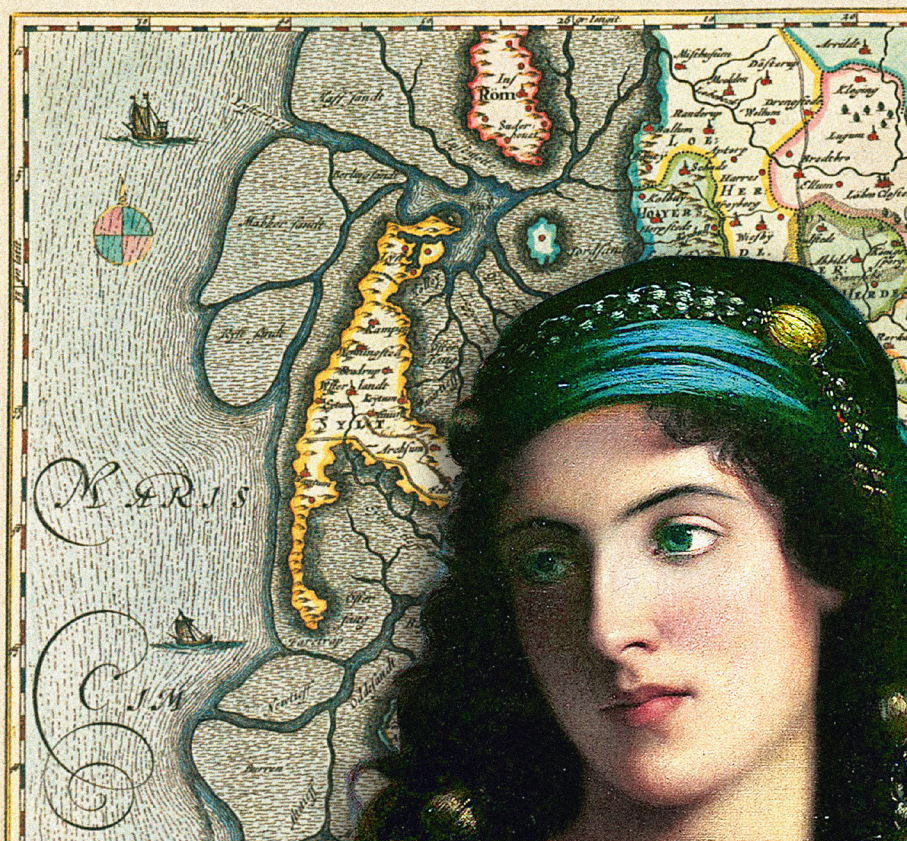




BERNHARD WUCHERER

Das Teufelsweib

Historischer Roman

SPANNUNG

GMEINER



BERNHARD WUCHERER
Das Teufelsweib

BERNHARD WUCHERER

Das Teufelsweib

Historischer Roman

SPANNUNG

GMEINER



Bisherige Veröffentlichungen im Gmeiner-Verlag:
Die Säulen des Zorns (2014), Tradition trifft Trend
in Oberstaufen (2013), Der Peststurm (2013), Die Pestspur (2012)

Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2018 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 075 75 / 20 95 - 0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
1. Auflage 2018

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd
Herstellung: Julia Franze
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung der Bilder von: © https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Charles_Landelle-Juive_de_Tanger.jpg und
https://commons.wikimedia.org/wiki/File:JBAM_082.JPG
Druck: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8392-5593-3

Diesen Abenteuerroman widme ich allen Marokkanerinnen und Marokkanern, die bisher schon aus ihrem geliebten Heimatland fliehen mussten.

Leider ließ es sich nicht vermeiden, dass sie dabei mehr Abenteuer zu bestehen hatten, als ihnen lieb war.

Den mutigen Bewohnerinnen und Bewohnern Marokkos, die gerade auf der Flucht sind oder es noch sein werden, wünsche ich dafür und für das Leben danach alles erdenklich Gute.

Ihnen und denjenigen Ländern, die ihnen Schutz gewähren und Sicherheit, vielleicht sogar Geborgenheit und das Gefühl von Heimat geben, gilt mein ganzer Respekt.

Den Hinterbliebenen der bei ihrer Flucht verstorbenen Familienmitglieder gilt meine ganze Anteilnahme.

Bernhard Wucherer

Prolog

BEI DIESEM WERK, dessen Inhalt im 14. Jahrhundert angesiedelt ist, handelt es sich zwar um einen nach bestem Wissen und Gewissen recherchierten historischen Abenteuerroman, aber um keinen ausgewiesenen Kultur- und Reiseführer. Es empfiehlt sich also nicht, auf den im Roman beschriebenen Spuren zu wandeln. Wenn sich der Autor auch beruflich mit dem Tourismus befasste und unter anderem für seine Allgäuer Heimat den Kultur- und Reiseführer »Tradition trifft Trend in Oberstaufen« geschrieben hat, soll hier doch die literarische Freiheit im Vordergrund stehen. Obwohl die Örtlichkeiten in diesem Roman weitestgehend der Realität entsprechen, weichen einige Angaben von der Wirklichkeit ab; so wurden die heute gültigen km/h der Authentizität wegen grob in alte Meilen umgerechnet.

Der Autor ist durch seine bisherigen historischen Romane »Die Pestspur«, »Der Peststurm« und »Die Säulen des Zorns« für akribische Recherche bekannt. Auch wenn einige der Protagonisten auf historisch belegten Personen basieren und er die Charaktere entsprechend der Zeit und den Umständen, in denen sie lebten, darstellt, handelt es sich vor allem um ein spannungsgeladenes historisches Abenteuer in Romanform.

Die Handlung beginnt im Jahre des Herrn 1311 auf der kargen Frieseninsel Syld (alte Bezeichnung für das heu-

tige Sylt). Dieser Zeitabschnitt des frühen Mittelalters war geprägt von Unruhen, Kriegen und ständigen Regierungswechseln. Dies sowohl in Europa als auch in islamisch geprägten Ländern wie Marokko, neben der hohen See ein weiterer Hauptort unserer Handlung. Wenn zuvor Marrakech die Regierungshauptstadt gewesen war, so war dies zur Zeit der Romanhandlung die im Norden Marokkos gelegene Königsstadt Fès. Dort regierte von 1310 bis 1331 der verschwenderische, herrschsüchtige und grausame Merinidensultan Abu Said Uthman II. Nach einem Militärputsch folgte ihm der erst 16-jährige Abu I-Hasan auf den Thron, der mit Herz und Verstand bis 1351 regierte.

Im 7. Jahrhundert wurde mit dem Islam eine neue Religion geboren, die sich infolge der arabischen Eroberungen in Nordafrika, West- und Mittelasien und in Teilen Südeuropas ausbreitete wie eine Feuersbrunst. In Südeuropa drangen die Osmanen seit dem späten 14. Jahrhundert immer weiter vor. Von alledem wusste unsere erste Protagonistin Theresa Schwaegelin, die als »Kräuterweib« auf Syld lebte, so lange nichts, bis ein halbtoter Mann an den Weststrand der Insel gespült wurde. Schnell verliebten sich der aus Staufen im Allgäu stammende Reichsritter Ulrich von Schellenberg und seine Lebensretterin. Durch merkwürdige Umstände wurde ihr Glück mit Ziehtochter Anna Maria perfekt. Die zweite und wichtigste Protagonistin dieses Abenteuerromans verbrachte bis 1330 eine glückliche Zeit auf Syld. Dann aber sollte sie die Schattenseiten ihrer Zeit auf furchtbarste Art und Weise zu spüren bekommen, ... in einer Zeit, in der nicht nur Handelsschiffe, sondern auch Piratenkraweels das Westmeer kreuzten und von Afrika aus bis nach Skandinavien fuh-

ren, fanden in weiten Teilen Europas bereits die ersten Hexenpogrome statt. Und in Ländern wie Marokko war die Sklaverei längst an der Tagesordnung.

Die traurige Vorgeschichte

Anno Domini Winter und Frühjahr 1311.

Auf Syld, der nördlichsten deutschen Frieseninsel.

Kapitel 1

»HAST DU DAS GEHÖRT?«, fragte Ulrich von Schellenberg zu mittlernächtlicher Stunde sein neben ihm liegendes Weib, das ihn erst vor kurzer Zeit wie Treibgut aus dem Westmeer gezogen und ihm somit das Leben gerettet hatte.

Weil sie einander von kirchlicher Seite aus betrachtet gleich aus mehreren Gründen nicht angetraut werden konnten, lebten sie seither in einem lottrigen Verhältnis zusammen. Aber dies spielte für die beiden keine Rolle. Sie hatten sich auch ohne den Segen der Kirche lieben gelernt. Und dass sie hoch im Norden der deutschen Lande auf der kargen Frieseninsel Syld wie Randständische abseits der Gesellschaft leben mussten, störte sie ebenfalls nicht – im Gegenteil: Sie fühlten sich hier sogar wohl. Und dies, obwohl sie sich alles andere als sicher fühlen konnten.

Da der ehemalige Reichsritter glaubte, etwas gehört zu haben, war er von seinem einfachen Strohlager aufgeschreckt. »Ist das nicht das Geheule eines Wolfs? Oder ...« Noch bevor er eine Antwort erhielt, schloss er wieder die Augen. Kaum eingeschlafen, wurde der Mann abermals aus dem Schlaf gerissen. »Ich glaube ...« Auf seine Ellenbogen gestützt, versuchte er nun, die Geräusche zu lokalisieren und zu identifizieren. Aber er konnte nur das Pfeifen des Windes durch die Ritzen ihrer Kiste hören. Nachdem er auf sein Strohkissen zurückgefallen war, um wieder Schlaf zu finden, stutzte Ulrich erneut. »Verdammt: Da schreit doch ein Balg?«

»Nein, mein Geliebter: Da ist nichts! Schlaf wieder«, murmelte die neben ihm liegende Theresa Schwaegelin, die er unsanft aus dem Schlaf gerissen hatte. Sie drückte ihm ein zartes Küsschen auf die Wange und streichelte ihm auch noch sanft übers Gesicht. Dann drehte sie sich zur Seite, um ihn weitschlafen zu lassen. In Wahrheit wollte die »Kräuterhexe« ihren Gefährten nur beruhigen – obwohl sie spürte, dass etwas Schreckliches geschehen war und sich weitere schlimme, für sie im Augenblick allerdings noch unerklärliche Dinge ereignen würden. Theresa war mit Kräften gesegnet, die von den Insulanern als übersinnlich bezeichnet wurden. Deswegen hatte sie die markerschütternden Schreie deutlich genug gehört, um zu wissen, dass diese nur von einem menschlichen Wesen stammen konnten, dem etwas Furchtbares zugestoßen sein musste. Oder waren es gar die Schreie *mehrerer* Menschen *und* das Heulen von Wölfen gewesen? Wahrscheinlich hat mir die Wahrnehmung einen Streich gespielt. Wenn ein Kind geschrien hätte, wäre mir das sicher nicht entgangen – hoffte sie zumindest. Denn die in diesem harten Winter ganz besonders stark auflandigen Winde verursachten die verschiedensten Geräusche und konnten im Halbschlaf ihre ansonsten klare Sinneswahrnehmung verwischt haben.

Theresa konnte nicht mehr einschlafen und lauschte noch eine ganze Weile konzentriert mit zu Schlitzen verengten Augen ins dunkle Nichts.

Die für ihre erst 19 Jahre ungewöhnlich erfahrene und belesene Frau wusste, dass – egal was auch geschehen sein mochte – sowieso jede Hilfe zu spät kommen würde. In diesen grausamen Zeiten war es fast schon an der

Tagesordnung, dass Menschen eines ungewöhnlichen Todes starben. Und wer sich auch noch zu nachtschlafender Zeit über den Dünendamm zum einzigen Wäldchen auf Syld traute, war sowieso selbst schuld, lautete die allgemeine Meinung der hier ansässigen Seefahrer, die nicht wussten, was sich dort abspielte. Die Inselbewohner waren ein rauer Menschenschlag, der jahreszeitenbedingt äußerst erfolgreich den Heringsfang und sogar den Walfang betrieb. Deswegen mussten die verschrobene Insulaner weniger Hunger leiden und waren in jeder Hinsicht anders als ihre auf dem östlichen Festland lebenden Mitmenschen. Dennoch verband sie etwas mit den »Ländischen«: Sie alle glaubten an übernatürliche Schattenwesen, die insbesondere im Winter mit heulendem Geschrei und Getöse aus den Wäldern kamen, um das Nutzvieh zu reißen und ihren Nachwuchs in die ewige Finsternis zu holen. Deshalb beteten die Insulaner inbrünstig zu Gott.

Auch wenn die Sylder glaubten, weniger Geister und Dämonen auf ihrer fast baumlosen Insel zu haben als die Ländischen mit ihren weiten Wäldern im Hinterland, konnte Theresa nur wegen der im Aberglauben tief verwurzelten Angst der einfachen Inselbevölkerung vor Übergriffen sicher sein. Würde sie zum Wohle der Inselbevölkerung nicht so viel von der Heilkunde und – wie hinter vorgehaltenen Händen getuschelt wurde – von Magie und Zauberei verstehen, hätte man sie schon längst öffentlich der Hexerei bezichtigt. So aber konnte sie dem ehemaligen Reichsritter Ulrich von Schellenberg von der Inselbevölkerung unbehelligt Unterschlupf gewähren und ihm ein gemütliches Heim bieten, dem die Liebe innewohnte. Sie führte mit ihm ein verhält-

nismäßig friedliches Leben in der abgeschiedenen Stille des einzigen kleinen Wäldchens inmitten der langgezogenen Westmeerinsel.



Ulrich von Schellenberg hatte es ungewollt vom – wie Theresa immer zu sagen pflegte – »südlichsten Süden« der deutschen Lande auf diese im hohen Norden liegende Insel verschlagen. Ursprünglich stammte Ulrich – wie *er* dann immer stolz bekundete – ebenfalls von einem Eiland; von der Sonneninsel Reichenau im Mare Brigantium, die damals herrschaftlich mit dem nahe an der freien Reichsstadt Lindau gelegenen Wasserburg verbunden gewesen war. Seine Vorfahren wurden erstmals 1137 als Vasallen des Otto von Freising erwähnt. Da die Schellenberger ihren Stammsitz im oberen Isartal hatten und den Staufern ebenso dienten wie den Habsburgern, hatte sich ein Zweig der Schellenberger im vorarlbergischen Feldkirch, also am westlichen Rand des Habsburgerreiches, niedergelassen. 1243 hatte Ulrichs Großvater Joseph von Kaiser Rudolf I. die unweit davon gelegene eigenständige Herrschaft Staufeu mit zugehörigem Besitz als Reichslehen zugesprochen bekommen. In jenem südlichen Ort der deutschen Lande, den Theresa meinte, hatte er dann auf alten Mauerresten die Burg Staufeu errichtet, die Ulrichs Vater Marquart zu Beginn des Jahres 1311 an den Grafen Hugo von Montfort zu Bregenz verkauft hatte.

Zu diesem Zeitpunkt waren die Schellenberger bereits auf bestem Weg, zu einer der mächtigsten Adelsfamilien in Süddeutschland aufzusteigen. Während Ulrichs Bruder

Marquart schon als Kind darauf vorbereitet wurde, der-
einst die nahe der Residenzstadt Kempten gelegene Burg
Sulzberg von seinem späteren Schwiegervater Konrad von
Sulzberg zu übernehmen, hätte Ulrich selbst der Herr
zu Staufen werden sollen. Aber es kam alles ganz anders.

Als der Vater die Burg Staufen notgedrungen an den
Grafen von Montfort hatte verkaufen müssen, war Ulrich
noch ein Säugling gewesen, weswegen er nur die ersten
Jahre seiner Kindheit in diesem Teil des Allgäus verbracht
hatte. Seine Jugend hatte er dann in anderen Teilen des
Allgäus und im Oberschwäbischen, also nach wie vor im
»südlichsten Süden« der deutschen Lande, verbracht. Kein
Wunder also, dass er und Theresa kaum gegensätzlicher
sein konnten. Dies äußerte sich beispielsweise in ihren
grundverschiedenen Dialekten: Wenn Ulrich mit dem
Friesischen immer noch Probleme hatte und er mit dem
Sörling, der typischen Sylder Mundart, überhaupt nichts
anfangen konnte, erging es Theresa mit dem breiten, aus
dem alemannischen Sprachraum kommenden Allgäuer
Dialekt ähnlich.

Dennoch hatten Ulrich und Theresa sich auf Anhieb
blendend verstanden ... und dies, obwohl die feinfüh-
lige Frau ahnte, dass ihr Geliebter ein düsteres Geheim-
nis hütete.

Erst vor knapp eineinhalb Jahren hatte sie den damals
20-jährigen Mann mit dem langen flachsgelben Haar völlig
erschöpft und am ganzen Körper mit Schürfwunden über-
sät bei ihrem wöchentlichen nächtlichen Gang zum Meer
entdeckt. Als Theresa den Fremden aufgefunden hatte,
hatte er besinnungslos im feuchten Sand des Weststran-
des der Insel gelegen. Während sein Unterkörper bereits
vom Meer mit Sand überspült worden war, hatte es das

leicht schwappende Wasser noch nicht geschafft, auch den Oberkörper mit nassem Sand zu bedecken und in die Tiefe des Meeres zu ziehen.

Anstatt ihr wöchentliches Bad im Schutz der Nacht zu nehmen und Muscheln zu suchen, hatte die Frau mit den heilenden Händen den Besinnungslosen in ihre versteckt liegende Waldkate geschleppt und sofort damit begonnen, seine Wunden zu behandeln. Da sie damals schon mit der Kräuterkunde bestens vertraut gewesen war, hatte sie ihren Patienten innerhalb weniger Tage wieder auf die Beine gebracht. Und es war ihr sogar gelungen, den gefürchteten Wundbrand zu verhindern und die Hitze in seinem Körper zu senken. So ging es dem Mann, der sich bald als Nachkomme eines der ältesten Adelsgeschlechter aus den deutschen Landen vorgestellt hatte, körperlich rasch wieder besser. Seine seelischen Wunden konnte Theresa – obwohl sie schon bald darauf ein Paar geworden waren – allerdings nie ganz heilen. Denn Ulrich wich immer aus, wenn sie ihn darauf ansprach, weshalb es ihn von weit her ausgerechnet an ihren Strand gespült hatte. »Ich werde schon noch hinter dein Geheimnis kommen«, hatte die warmherzige Frau nicht nur einmal laut zu sich selbst gesagt und sich fest vorgenommen, dies auch zu tun.



Nicht nur in der bestens ausgebauten und ausgestatteten Holzkate inmitten des »vergifteten Waldes«, wie die verängstigten Sylder das einzige Wäldchen der Insel wegen dessen seltsam anmutender Bewohnerin nannten, war es still geworden. Auch dort, von wo das Geschrei und Geheule gekommen war, schien alles wieder ruhig zu

sein. Jedenfalls hörten Ulrich von Schellenberg und Theresa Schwaegelin nichts mehr; kein Heulen, keine Schreie, nichts! Nur das Klappern eines Fensterladens im Wind ließ die aufmerksame junge Frau noch einmal kurz aufhorchen, bevor auch sie wieder einschlief.



Das Wäldchen war durch höher gelegene Dünen wie von einem ringartigen Schutzwall umgeben. Die knapp 90 Insulaner mieden diesen Teil der weitläufigen Dünen, insbesondere aber die kleine Baumgruppe. Deswegen lebten die meisten von ihnen meilenweit entfernt im Umfeld der aus der Eisenzeit stammenden Tinnumburg oder in den alten Burgstätten des östlichen Zipfels und im südlichen Teil der nordfriesischen Insel.

Sogar die ansonsten in jeder Hinsicht robusten Männer hatten eine höllische Angst vor der geheimnisvoll auf sie wirkenden »Kräuterhexe«, den in Felle gewandeten, gehörnten »Waldgeistern« und all den anderen Wesen, die ihrer Meinung nach allesamt *hinter* dieser Düne ihr Unwesen trieben. Nur selten – und wenn, dann nur bei Tageslicht – wagten sich ein paar von ihnen in die Nähe und robbten dann vorsichtig den natürlichen Schutzwall hoch, um liegend zu erkunden, was sich dahinter abspielte. Zu Hause hatten sie dann – wieder mutig geworden – die haarsträubendsten Schauergeschichten erzählt. Dadurch hatten sie vor ihren Kindern gut dagestanden, hatten sie aber verängstigt und ebenfalls neugierig gemacht. Und weil sich in der Nähe zu allem hin auch noch eine frühneolithische Begräbnisstätte befand, hielten sie insbesondere die monotonen Laute der nur hier vorkommenden

Sumpfohreule für die verzweifelten Schreie längst Verstorbener, was Anlass zur Vorsicht und für Spekulationen jeglicher Art gab.

Wenn doch jemand übermütig werden und sich zu weit vorwagen würde, hätte Theresa genügend Möglichkeiten, den unerwünschten Besucher mit unerklärlichen und erschreckenden Geräuschen zu vertreiben. Sicherheitshalber tat sie dies mit Hilfe eines extra dafür errichteten Gestells, an dem nicht nur eine alte Trommel, sondern allerlei ausgediente Gerätschaften hingen. Jede Nacht, bevor sie sich zur Ruhe legte, strich sie mit einer dicken Stange mehrmals über ausgediente Schüsseln aus dünn gezogenem Eisen oder Kupfer, blies in Glasflaschen und schüttelte ein Behältnis mit Glasscherben. Dazu gab sie selbst auch noch furchterregende Töne von sich.

Wenn jemand schwer verletzt oder erkrankt war, schrien die Angehörigen so lange über den Hügel hinüber, bis Theresa antwortete. Sie packte dann Kräuter, Salben, Tinkturen und ein Fläschchen Branntwein sowie einen Mörser mit Pistill und Wundbesteck zusammen.

Stets bildeten die neugierigen Menschen eine Gasse und beobachteten sie argwöhnisch. Denn alle wussten, wenn sich die Kräuterhexe in der Öffentlichkeit blicken ließ, benötigte jemand von ihnen dringend deren Hilfe. Es war immer ein imponantes Erlebnis für die Menschen, die sich allesamt nur untereinander und sonst kaum jemanden kannten, was im Laufe der Zeit dazu geführt hatte, dass es auf der Insel immer wieder zu Inzest und deswegen auch zu Inzucht kam, deren Folgen man längst sehen konnte.

Unter der weit ausladenden Gugel ihres wallenden schwarzen Umhangs hatte die imponierend groß gewach-

sene und gut gebaute Frau stets ihre kohlrabenschwarzen Haare versteckt. Mit dem Verstecken der im Sonnenlicht fast blau leuchtenden Haarpracht wollte sie vermeiden, dass Begehrlichkeiten vonseiten der Männer aufkamen. Aber dies nützte nicht viel; denn ihr stolzer Gang verlieh ihr ein besonderes Maß an Würde und Weiblichkeit.



Da die Inselbevölkerung nach Einbruch der Dunkelheit aus Angst ihre Katen verriegelte und sich nicht mehr nach draußen traute, war es in der vergangenen Nacht trotz des vollen Mondes von niemandem bemerkt worden, dass eine befremdlich wirkende Brigantine geankert hatte. Auf deren beiden Masten flatterten rote Flaggen im Wind, die ein merkwürdiges Pentagramm mit einer großen Mond-sichel zierte. Diese umschloss einen kleinen fünfzackigen Stern, in dessen Zentrum sich eine aufgehende Sonne inmitten einer großen Handfläche befand.

Während sich drei dunkelhäutige Männer und ein blasser Priester mit einem Bündel in den Armen von vier Matrosen an Land hatten rudern lassen, hatte die Schiffsmannschaft auf dem in einer stillen Bucht auf der Westseite der Insel ankernden Schoner auf sie warten müssen. Da die Orientalen in dicke, edel verarbeitete Wüstenluchs- oder Leopardenfellmäntel gehüllt waren, hatten sie bei Weitem nicht so frieren müssen wie der hagere Priester, der über seinem schwarzen Talar aus gegebenem Anlass nur eine Stola mit Schutzkragen trug.

Lediglich zwei der vier Matrosen hatten die Männer zu deren Schutz ins Inselinnere begleitet. Die anderen beiden waren zur Sicherung des Bootes zurückgeblieben.

»Wenn wir unsere Mission erfüllt haben, müssen wir die beiden zum Schweigen bringen!«, hatte Thawab, der ranghöchste der mit Krummsäbeln bewaffneten Männer gezischt. Dabei hatte ihm der Wind die weickrepmpige Schalkfellkappe vom Kopf gefegt und eine hässliche Narbe freigelegt, die sich vom linken Unterkiefer am Auge vorbei schräg über die Nase bis zum Haaransatz zog. Allein schon die Tatsache, dass nicht nur der in teuerstes Tuch und edelsten Pelz Gehüllte, sondern auch die beiden anderen Waffen tragen durften, hätte alle drei auf der Insel als privilegiert ausgewiesen, wenn sie denn jemand gesehen hätte.

»Es wäre wohl das Beste, wenn wir *alle vier* Matrosen zum Schweigen brächten, meint Ihr nicht auch?«, hatte indes Askari, der zweite im Bunde, empfohlen, bevor er aus dem Ärmel ein mit Spitzen und Initialen besetztes Tüchlein gezogen und hineingeschnäuzt hatte. »Verdammt!«, hatte er geschrien, als ihm der Wind das Sacktuch aus den Fingern gezogen und mitgenommen hatte.

»Ihr habt recht. Wir müssen *alles* dafür tun, dass niemand davon erfährt, was wir hier treiben. Dass wir sie hier aussetzen werden, muss unter uns bleiben. Für unser Schweigen wurden wir von Abu Said's Vater Abu r-Rabi' bereits gut entlohnt! ... Außerdem: Wenn auch nur einer von uns sein Maul nicht halten sollte, wäre dies unser aller Todesurteil! Und welch grausamer Tod uns dann auf Geheiß des Fürsten erwarten würde, wisst Ihr ja selbst«, hatte der junge Barir zu Bedenken gegeben.

»Weshalb all die Mühe? Warum haben wir den Balg nicht gleich über Bord geworfen?«, wollte Askari wissen.

Thawabs Augen verengten sich zu Schlitzzen. »Du weißt ganz genau, warum das Kind zwar verschwinden muss, wir aber nicht Hand anlegen dürfen!«

»Ja, ja, schon gut! Aber wir hätten uns eine schöne Zeit machen können, anstatt wegen dieser Plage um die halbe Welt zu reisen.«

»Du wirst schon noch schnell genug zu deinen Metzen zurückkehren, mein werter Askari! Außerdem sind wir – abgesehen von dieser heiklen Mission – sowieso auf Handelsreise unterwegs. Da wir unsere Geschäfte in den dänischen Landen bereits erledigt haben, befinden wir uns ja schon wieder auf dem Heimweg. Und da wir unseren am weitesten entfernten Handelsstützpunkt ebenfalls hinter uns haben und wir uns hier in einem für uns neutralen Gebiet befinden, werde ich nun den mir zusätzlich übertragenen Auftrag zum Wohlgefallen Allahs des Barmherzigen erfüllen!« Nachdem Thawab dies gesagt hatte, war er mit dem Daumen der rechten Hand zu seinem Mund gefahren, um ihn zu küssen. Mit einer weiteren Geste, wie sie sich für einen gottesfürchtigen Muslim geziemte, hatte er seinen Schwur beendet.

»Pah! Barmherzig!«, hatte der Priester leise in sich hineingegrummelt und dabei unmerklich mit den Augen gerollt.

»Uns wurde klar und deutlich aufgetragen, dies *nicht* da zu tun, wo unser Herr Handelsbeziehungen pflegt. Dort kennt man Abu Said Uthman II., den von Allah und von uns gehassten Merinidenfürsten! Irgendjemand könnte uns gegen gutes Bakschisch an ihn verraten! ... Und jetzt seid endlich still!«, hatte der Anführer des merkwürdigen Trupps noch angefügt, während Barir darauf verwiesen hatte, dass auch die auf dem Schiff wartende Amme bei der Rückfahrt über Bord gehen müsse.

»Das ist gut!«, hatte Askari aufgelacht, der es offensichtlich kaum erwarten konnte, endlich wieder die Wei-

berwelt im heimischen Wüstenland zu beglücken. »Der Leviathan wird sich freuen! Zuvor aber möchte ich mich noch ein wenig mit ihren Brüsten beschäftigen.«

Nachdem er dies gehört hatte, war es dem Priester zu bunt geworden, weswegen er mit hoch erhobenem Zeigefinger gedroht hatte: »Und ich nehme euch dann die Beichte ab.«

»Du Narr: Das wüsste unser von Gott gesandter Prophet Mohammed aber!«, hatte Askari gelästert und dabei verächtlich vor dem Christen auf den Boden gespuckt.

Während sich die drei zügig vom Strand entfernt hatten, war der Priester etwas zurückgeblieben und hatte fortwährend Gebete in Latein vor sich hingemurmelt. Dabei hatte er mit der freien rechten Hand den dichten Nebel und das leichte Schneetreiben immer wieder so mit Kreuzen geteilt, als wenn er dadurch die ewige Verdammnis der Dunkelheit und die Kälte für immer vertreiben könnte.

Dies hatte er so lange getan, bis ihn Thawab unterbrochen hatte: »Dort scheint mir eine gute Stelle zu sein!« Dabei hatte der Mann mit der hässlichen Narbe zu den Dünen gezeigt.

Warum ausgerechnet dort eine gute Stelle zum Ablegen des Bündels sein sollte, war den anderen ebenso wenig klar gewesen wie die Wahl dieser Insel. Aber der ranghöchste Hofbeamte der drei hatte gewusst, weshalb er gezielt dieses Eiland hatte ansteuern lassen, um seinen Auftrag zum Wohlgefallen Allahs und des Vaters seines Fürsten erledigen zu können.

Während die drei Männer immer wieder in alle Himmelsrichtungen geblickt hatten, um sicherzugehen, von niemandem gesehen zu werden, hatte der Priester sich in einem vermeintlich unbeaufsichtigten Moment zum von

ihm abgelegten Säugling hinuntergebeugt. Zuvor hatte er heimlich ein in Stoff gewickeltes Amulett aus seiner Tasche gefischt, das er dem schlafenden Säugling unter die wärmende Decke schob.

»Was tust du da, närrischer Diener eines gekreuzigten Gottes?«, war er von Askari angeschnauzt und unsanft von dem Kind weggestoßen worden.

»N... Nichts! Ich habe dem bedauernswerten Geschöpf Gottes nur ein Kreuz auf die Stirn gezeichnet. Immerhin ist das Mädchen ...«

»Ja, ja, schon gut! Tu, was du nicht lassen kannst und weswegen du unbedingt hattest mitgekommen müssen. Verschone uns mit deiner Scharlatanerei! Aber du hast recht: Dies hier ist« – nun spuckte er auf das menschliche Bündel – »kein Kind *unseres* Gottes!«

Während die beiden anderen Männer sich direkt daneben erleichtert hatten, ohne sich im Geringsten vor dem inzwischen vor Kälte zitternden Priester zu schämen, hatte dieser seine Stola geküsst, bevor er das Paternoster gesprochen *und* aus Sure 6:32 des Propheten Mohammed zitiert hatte: »... und das irdische Leben ist nur ein trügerischer Genuss!«

»Das reicht für eine gottlose Christin mit halb almohadischen Wurzeln!«, hatte Askari geschrien und den Priester mit einem Ruck noch weiter von dem weggezerrt, das für ihn nur ein Bündel dicker Stoffe war.

»Und nun lasst uns zum Schiff zurückkehren«, hatte derjenige mit der prächtigsten Gewandung die Mission für beendet erklärt. Thawab hatte es nun eilig, in sein von Allah gesegnetes Land heimzukehren und seinem Auftraggeber Bericht zu erstatten.

Die vier hatten sich kaum in Richtung Meer entfernt, als zwei von ihnen die Matrosen zu sich beorderten, um sie wortlos kalten Blutes abzustechen. Einer der Seeleute war sofort zusammengebrochen. Der andere hatte vor Schmerzen heftig geschrien, bevor die Dolchklinge ein zweites Mal in seinen Brustkorb gefahren war. Diesen markerschütternden Schrei hatte man zwar nicht bis zum Schiff und schon gar nicht bis zu den nächsten Behausungen, wohl aber über eine Seite der Düne hinweg in den Wald hinein hören können.



Zuvor schon hatte der Leitwolf eines Wolfsrudels, das sich seit einem Schiffsuntergang direkt vor der nordfriesischen Küste auf Syld herumtrieb, heulend um sich geschart, um dem kleinen Tross zu folgen. Die Silberwölfe hätten der einst ein Geschenk des dänischen Königs Waldemar II. an Abu r-Rabi', den damals noch regierenden Sultan von Marokko und Vater von Abu Said Uthman II., den derzeit regierenden Merinidensultan sein sollen, wo sie wegen des Unglücks aber nicht angekommen waren. Noch vor dem Untergang des dänischen Schiffes hatten sich zwei der Tiere an Land retten können. Dort hatten sie sich zunächst von den wenigen an den Strand geschwemmten Leichen der Schiffsbesatzung ernährt und sich schon bald darauf zu vermehren begonnen.

Schnell waren sie auch in dieser Nacht auf Leichen gestoßen, die eine gute Mahlzeit versprochen hatten. Während sich das Wolfsrudel daran gemacht hatte, die beiden kurz zuvor niedergestochenen Matrosen zu zerfleischen, war

der Matrose, der sofort zusammengebrochen war, aus seiner Besinnungslosigkeit erwacht und hatte in Todesangst um sich geschlagen und zu schreien begonnen. Die beiden Handlanger des Narbengesichts waren wohl Anfänger in Bezug auf eine rasche und möglichst schmerzlose Ermordung von Menschen gewesen. Wahrscheinlich, weil sie sich die Hände noch nie selbst schmutzig gemacht und solche Dinge stets anderen überlassen hatten.

Je mehr der schwerverletzte Matrose versucht hatte, sich zu wehren, umso mehr Wölfe hatten an ihm und nicht mehr an seinem bereits toten Kameraden herumgezerrt. Es war ein qualvoller Tod gewesen, den der Matrose hatte sterben müssen. Nachdem er endlich seinen Wunden erlegen war, hatte sich der Leitwolf einen großen Brocken Fleisch herausgerissen und sich dann zurückgezogen, damit sich auch der Rest seines Rudels über die unverhoffte Leckerei hermachen konnte. Bis auf das ständige Knurren und Schmatzen war es wieder still geworden.

Nur eine alte Wölfin schien dies nicht sonderlich interessiert zu haben. Mit erhobenem Kopf hatte sie in Richtung der Düne geschnuppert, um durch die Nebelschwaden zu ergründen, warum sie plötzlich einen anderen Menschenengeruch in der Nase gehabt hatte; es war nicht der Geruch vom Blut toter Menschen, sondern der eines lebenden gewesen. Trotz ihres Hungers hatte sie die Mahlzeit links liegen lassen und war neugierig ihrer Witterung und den menschlichen Spuren gefolgt, die sie direkt zum kurz zuvor abgelegten Wickelkind geführt hatten.

Kapitel 2

KAUM, DASS DER MORGEN GRAUTE und sich die Nebelschwaden selbst zu zerreißen schienen, kam Bewegung in die Kate hinter den Dünen. Ulrich von Schellenberg wusch sich das Gesicht am direkt neben der Behausung vorbeifließenden Rinnsal, das er in einer Kuhle aufgestaut und zum Schutz vor Verschmutzung mit einer extra hierfür zusammengezimmerten Holzplatte abgedeckt hatte. Schon lange wollte er eine geschlossene Zisterne daraus machen, war aber noch nicht dazu gekommen. Währenddessen war Theresa bereits eifrig dabei, die Kochstelle zu befeuern. Danach wollte sie das Wasser erhitzen, das ihr Geliebter gleich hereinbringen würde. Im Gegensatz zur Zisterne hatte Ulrich die Feuerstelle bereits fertiggestellt und sogar einen Rauchabzug aus Steinen errichtet. Er durfte nicht daran denken, wie schnell die Kate niederbrennen würde, wenn das Reetdach Feuer fing. Ein Funke würde genügen, um eine Katastrophe herbeizuführen. Denn das Reet lag offen auf den Querbalken des Dachstuhls. Theresa freute sich darüber, dass Ulrich so sehr auf Sicherheit bedacht war.

Auch wenn es karge Zeiten waren, mangelte es ihnen im Gegensatz zu den anderen Insulanern wenigstens nicht allzu sehr an Brennholz. So ließen sich die eisigen Winter ganz gut ertragen. Zudem waren die Ritzen ordentlich gegen die Kälte abgedichtet und der Wall tat ein Übriges, um den ständig pfeifenden Wind wenigstens etwas auszubremsen.

Um »ihren« Wald in vollem Umfang nutzen zu können, zahlte Theresa einmal jährlich Steuern an den gemeinen Land- und Strandvogt.

Nahrung hatten die beiden ebenfalls genügend. Denn in einiger Entfernung der Kate hatte Ulrich mehrere Karnickelfallen aufgestellt, in die zwischendurch auch mal ein junger Fuchs oder ein anderes Tier geriet. Zudem gab es hier Brandgänse und genügend andere große Vögel, die den Speiseplan ergänzten.

Trotzdem hatten die beiden zwischendurch Lust auf Fisch. Da Ulrich erst das Viertel eines Jahres auf der Insel war, schien es ihm noch zu gefährlich, von irgendjemandem gesehen zu werden. Deswegen schlich er nur einmal in der Woche im Dunkel der Nacht ans Meer, um mit seinem versteckt liegenden Boot ein Stück hinaus zu rudern, sich im Fischfang zu üben und manchmal sogar ein wenig zu schwimmen. Denn im Gegensatz zu fast allen Mitmenschen seiner Zeit hatte er als Kind im direkt unter der Burg Stufen liegenden Entenpfuhl das Schwimmen gelernt. Da er darin aber besser war als beim Fischen, kam es vor, dass er zwar frisch gewaschen, aber ohne Beute den Heimweg antreten musste.

»Und? Was gibt es für eine leckere Morgensuppe?«, wollte er von Theresa wissen.

Kurz darauf stellte sie ihm einen herrlich dampfenden Kräutersud hin und war auch schon dabei, ein paar Eier ihrer Hühner, die sie genau wie die beiden Ziegen und das Schaf nachtsüber in der Kate hielt, auf einer heißen Steinplatte zu braten.

»Zuerst einmal wünsche ich dir einen wunderbaren Tag«, kam es anstatt einer direkten Antwort zurück. »Fischsuppe gibt es aus dem dir ja bestens bekannten Grund keine«, lästerte sie. »Also musst du dich mit einem Teller geronnener Ziegenmilch zufriedengeben.«